



Kriegsweihnacht

1939



Aus Kraft und Wollen wächst der Sieg

Die schöpferische Ruhe der Festtage - Kameradschaft in freudig-stolzer Zuversicht

Kraft zu neuem Schaffen, gläubige Zuversicht zu dem Bau des Neuen, Gewißheit des endlichen Sieges — das sind die Kennzeichen des ersten Weihnachtsfestes fern der Heimat, aber auf altem deutschen Boden. Festtage, die unter anderen Bedingungen begangen werden als alle zuvor, auch die, welche wir in der Zeit des Weltkrieges erlebten. Wie der herrscht der Krieg, aber er beherrscht uns nicht, sondern wir gebieten ihm. Es ist nur natürlich, daß auch uns der Zauber des Festes ergreift, doch das Gefühl, das aus ihm spricht, ist stärker unserer Zeit, der Gegenwart, zugewandt als je zuvor. Weihnachtsstimmung ist es, gewiß. Doch diese Gedanken treten zurück hinter dem Auftrag, der uns gegeben ist, und der erfüllt werden muß, auf welchem Posten immer der Einzelne stehen mag.

Es geht nicht nur um die Pflicht und das Recht dieses einzelnen, es geht um die große, heute eng aneinander geschlossene Gemeinschaft. Es geht darum, die Rast zwischen der Tat gestern und dem Tun morgen zu nützen, aus der schöpferischen Pause neue Kraft zu sammeln und weiterhin dem Gesetz des Volkes zu folgen. Das Weihnachtsfest als die Quelle einer solchen weiter erstarkenden Gewißheit anzusehen, ist wahrhaftig nicht eine ad hoc aufgestellte Forderung. Von je ist es so gewesen, wenn es auch unter dem christlichen Gewand nicht mehr in derselben Stärke lebendig war wie zu alten Zeiten. Denn das Fest ist alt, ist germanischen Ursprungs. Es wurde nur überlagert von späteren Formen und hatte seinen tieferen Sinn geändert, wenn auch nicht so, daß der Ursprung völlig hätte vergessen werden können. Zwar fallen heute die zeitlichen Gegebenheiten auseinander, doch die Überlagerungen konnten nur geschehen, weil die Gedanken einander entsprachen.

Denn den Germanen waren die Tage der Sonnenwende festlicher Anlaß, die Wiederkunft des Tagesgestirns zu feiern, und darin die Erlösung der Welt aus dem Nebel des Winters zu erleben und in sichtbarer Wirklichkeit zu erleben. Ebenso war dem älteren Fest die Reinheit und die friedensvolle Schönheit zu eigen, wie sie die spätere Sinngebung, die christliche Gestalt mit sich brachte. Selbst das deutsche Symbol des Festes, der Tannebaum, der geschmückte, strahlende Tannenbaum ist ja nicht allein das Symbol des Sternes, der den Hirten erschien, sondern er ist ebenso das Sinnbild des wiederkehrenden Himmelslichtes, der lebenspendenden Sonne, der Siegerin über das starre Eis. Es spiegelt die Schöpferkraft wider.

Das ältere Fest wurde verdeckt, aber die Formen des neueren, christlichen und seine Neuerungen blieben ebenso verhaftet in unserem deutschen Volkstum wie der tiefere, innere Gehalt. Vom Beginn unserer Kunst an war es so, bis in unsere Tage. Liebedvoll, innig, mystisch, diese Kennzeichen sind geradezu Charakteristika für die deutsche Kunst.

Ob Grünewald auf dem Ilsenheimer Altar mit naiver Erzählerfreudigkeit den gefüllten Walszuber mit den zerrissenen Linnen oder Töpfe und anderes Gerät neben dem Bettchen schilderte, ob Hans Baldung Grien eine weiße Winterlandschaft als Hintergrund wählte, die auch Uhde oder Bogler oft wieder darstellten, weil sie die Landschaft der deutschen Heimat ist; ob die Plastiken von den



Ein Denkmal alter deutscher Kultur ist die Marienkirche zu Krakau, ein unvergängliches Dokument der Geschichte, die heute wieder ihren allein wahren Sinn gefunden hat

biblischen Gestalten deutsche Menschen wiedergeben, oder die alten Krippenspiele in der Sprache ihrer Zeit, derb und gerade, zart und versonnen, zu den Zuschauern redeten — es ist stets deutsches Empfinden, das sich hier fundiert. Und eben dadurch blieb das Fest immer, was es war: ein Fest der Hilfsbereitschaft, der Mutterverehrung, der Erlösungssehnsucht, ein Fest der deutschen Familie. Denn der eigentliche christliche Gehalt, der ihm eingeschmolzen wurde, ist doch in Wirklichkeit kaum mehr spürbar, oder er ist zu äußerlichkeiten geworden, denen man sich unterzieht aus einer gewissen Gewöhnung heraus, weil sie Tradition geworden sind.

Auch heute feiern wir das Fest, wie es die Männer gefeiert haben, die im Weltkrieg nicht in die Heimat hatten fahren können. Auch heute im Krieg, sei es in den Bunkern am Westwall oder auf einsamen Posten in der grenzenlosen Weite der besetzten polnischen Gebiete.

Es ist merkwürdig, daß gerade in Kriegzeiten dem weihnachtlichen Brauchtum viele neue, heute nicht mehr fortzudenkende Geschenke gebracht wurden. Mitten im Dreißigjährigen Krieg wurde der nordgermanische Baum des Julfestes bei uns verwandelt in den Tannenbaum. Und aus der Zeit der Befreiungskriege stammen viele unserer schönsten Weihnachtslieder, denn dies war es, was Roeder aus jener Zeit überliefert: „Das Gefühl, für die Freude unserer Kinder, für den Frieden unseres Herdes und das stille Glück unserer Familien gekämpft zu haben, der Gedanke an die edlen, als Opfer gefallenen Brüder bewegten mein Gemüt in wunderbarer Rührung“. Worte, die ebenso heute gesprochen sein könnten! —

Schwerer wird die Einsamkeit empfunden von den vielen, die die Pflicht auf äußerste Vorposten stellte. Wir alle, die zwar auch nicht in der Heimat sein können, aber doch in Städten alter deutscher Kultur oder an Orten,

die doch wenigstens in etwa die Ausstrahlung deutschen Geistes beweisen, wir sind, leben in diesem Bannkreis des Deutschtums. Es spricht stärker zu uns als das Fremde, das neben es gestellt wurde. Es gibt uns teil an der Heimat, zu der es gehört, und schlägt damit die Brücke dorthin, wo — wie Karl Bröger einmal sagte — zwischen Tisch dort, und Gardinen, den Stühlen und dem Spind, „mitten unter ihnen die Mutter mit dem Kind“ steht.

Aber selbst die einsamsten Posten bleiben ja nicht allein. Es ist doch heute nicht anders als im Weltkrieg: daß die Schicksalsverbundenheit Mensch und Mensch stärker und unlösbarer miteinander verknüpft, als es eine schnell geschlossene Freundschaft sonst je zu tun vermag. Der Zeugnisse dessen, was in der Tiefe des oft gebrauchten, viel mißbrauchten Wortes „Fronterlebnis“ liegt, gibt es aus der Zeit vor 25 Jahren genug; ihrer wird es auch heute viele Beweise geben. Es ist nicht allein Kameradschaft, was dort an der Front sich anbahnt und wächst, es ist mehr. Es ist eine Verbundenheit, die durch das Gefühl, aufeinander angewiesen zu sein, für den anderen bis zuletzt ebenso einzustehen wie für sich selbst, und die durch das Bewußtsein, der andere denke und wisse das Nämliche, dieselbe Stärke und verhaltene Innigkeit einer Familienzugehörigkeit bekommt.

Nun freilich gilt das Leben dieser Familie nicht mehr dem Kinde, sondern ganz allein dem anderen, dem Kameraden. Mag also der Inhalt ein anderer sein, die Stärke und die Bindung sind ebenso fest. Dort ist es das Leben als Zukunft, das das Glück der Familie bestimmt. Hier ist es das Leben als Gegenwart, und erst weit hinter ihr steht das Künftige. Dort mag zwar hin und wieder eine sorgenvolle Stunde den Gedanken an den Tod wach werden lassen, hier aber blickt jeder ständig ihm ins Gesicht.

Das Weihnachtsfest ist das Fest der Familie und also das Fest des Kindes, in dem sich die ewige Schöpferkraft der Natur offenbart hat, wie sie es tut an dem Tag der Lichtwiederkunft. Befinnung auf diese Urgezeiten, Urheimnisse fordert der Tag. Er fordert es ebenso von jedem einzelnen an der Front, wenn dort auch der Blick in die Unermesslichkeit des Alls wahrhaftig nicht erst verlangt zu werden braucht. Trotzdem ist er notwendig, denn das Ausharren in dem notwendigen Pflichtbewußtsein, an dem zugewiesenen, einsamen Posten, fern der Welt, die man sich selbst für die Seinen geschaffen hat, gelingt dem einzelnen doch nur in der Gemeinschaft mit anderen. Das Gefühl der menschlichen Nichtigkeit, dem niemand im Angesicht des Nichts — und das Nichts ist der Einsamkeit recht nahe verwandt — wehren kann, überwindet allein das Bewußtsein einer Zugehörigkeit, einer Schicksalsverbundenheit.

Diese fest geschmiedete Einheit erlebt nun aber doch anders als die Familie das Fest. Aus dem Erkennen, daß nun wieder die sieghafte, lebendige Macht des Lichtes die Finsternis und das Dunkel überwunden hat, daß die Fesseln der Starrheit gesprengt werden, wächst nicht nur dem einzelnen für sich, sondern ihm als einem Teil der Gemeinschaft die Kraft zu neuem Schaffen, die gläubige Zuversicht zum weiteren Bauen und die Gewißheit des endlichen Sieges.

Glückhafte Verwandlung / Von Arnold Ullig

Dem Führer

Von E. G. Kolbenheyer

Als der Führer an einem unvergeßlichen Tage das tat, was wahrlich nur er allein vor dem deutschen Volk verantworten konnte, als er aus tiefstem, ehrlichem Willen zum Frieden seine gerade bescheidenen Vorschläge an Polen aussprach, da zitterte den Oberschleslern vor Trauer das Herz, denn sie kannten ja noch andere heilige Namen außer Danzig, sie trauerten seit siebzehn Jahren um Städte, die sich an Schönheit freilich mit jener Stadt nicht messen können, die aber trotz Dreck und Qualm allen berühmten Orten der Welt eines voraushaben: daß sie die Städte der Kindheit, daß sie die Heimat sind. So trauerte ich um Kattowitz.

Ich entfinn mich damals eines kleinen, erschütternden Vorfalls, den mir mein Kattowitzer Bruder erzählt hatte: Da war, als die deutschen Regimenter ins Sudetenland einrückten, ein Arbeiter ins Amt des deutschen Volksbundes gestürzt und hatte, brennend vor wilder Freude, gefragt: „Wann holt er uns, Herr Doktor, wann holt er uns?“

Er! Das hieß: der Führer.

An diesen unbekannten, ober-schlesischen Arbeiter und die andern seinesgleichen dachte ich, die niemals aufgehört hatten zu hoffen, und die nun wie betäubt fühlen mußten: Uns holt „er“ nicht, uns nicht!

Dann aber geschah das Wunder: Polen lehnte ab, der Krieg war unausbleiblich, und ich werde niemals vergessen, wie unbeirrbar ich vom ersten Augenblick an wußte: Jetzt wird Oberschlesien wieder deutsch, jetzt holt „er“ uns doch!

Wir hatten in den ersten Kriegsnächten herrlichen Mond. Ich stand in jeder Nacht auf dem Balkon, die völlig verdunkelte Stadt wurde vom blauen Silber der Mondnacht wunderbar überhaucht. Die Betunien dufteten zart vom Tau, die bühnigen Gitter schwirrten und tauchten die runden Köpfe in Kelch um Kelch. Es waren Kriegsnächte, wir aber, wir vom deutschen Heer Behüteten, hörten keinen Schuß, und nichts Böses schien denkbar in diesem friedlichen Lichte. Aber unten, wie ist es da unten in Oberschlesien?

Brennen die Häuser von Kattowitz? Stehen die Häuser noch, wo ich einmal wohnte? Liegt die Straße, die wir als verliebte Knaben einst durchwanderten, in Trümmern? Wühlt sich ein Schützengraben durch den Garten meiner Kindheit? Lebt mein Bruder mit den Seinigen noch? Und die vielgeliebte, walbige Höhe im Süden der Stadt, wird sie jetzt blutiges Schlachtfeld sein? Stehen dort polnische Geschütze hinter den gleichen Büschen versteckt, wo wir einst als Indianer und Trapper lagen, und stürmen jetzt deutsche Soldaten den langen Hang von Brynow her zum Hügel hinauf? Dort, wo ich so oft voll jugendlicher Fernsehnsucht ins Oesterreichische, ins Russische hinüberträumte, das voll Geheimnis am Himmelstande dümmerte, wo die Birken standen, wo der Ginster blühte, wo sich versteckt zuweilen eine Walderdbeere fand, liegen in dieser Stunde dort Tote, stöhnen dort Verwundete?

Es war nicht so. Kattowitz wurde ohne schwere Kämpfe deutsch, und die Meldung im Rundfunk schien uns viel zu kalt, die Zeitungen dünkten uns viel zu wenig zu jauchzen. Wir selber wußten besser Bescheid, welch Großes an so wunderbarer Schnelle geschehen war und immer noch geschah: Unsere Dörfer, unsere Städte kehrten wieder heim, es gab keine Grenze mehr.

Und ich dachte: „Ach, wer das jetzt miterlebt!“ Der deutsche Oberschlesier, der jetzt als deutscher Soldat die vertrauten Straßen seiner verloren gewordenen Stadt betritt! Der Deutsche in Oberschlesien, der siebzehn Jahre lang gewartet hat, und jetzt, jetzt steht er die ersten deutschen Soldaten! Wer das jetzt miterleben kann!

Es war mir nicht vergönnt; weder als Befreier, noch als Befreiter erlebte ich das gewaltige Ereignis, aber ich glaube, daß ich es ihnen nachfühlen kann, und ich beneide sie um das erschütterndste Erlebnis ihres Daseins.

Von nun an war die Sehnsucht groß und steigerte sich mit jedem Tage: Jetzt hin! Jetzt die Stadt wiedersehen! Und eines Tages machte ich die kleine Fahrt von Breslau nach Kattowitz, die früher eine so große Reise war, weil sie früher über eine Grenze ging. Es war eine meiner schönsten Reisen, und von ihr will ich erzählen.

Im Gange des D-Zuges standen wir Leib an Leib, und die Waffen und die „Äffen“ der vielen Soldaten erleichterten keineswegs den Verkehr, aber die Laune war glänzend. Ich ertappte mich bei dem unwillkürlichen Gelächter, mit wildfremden Menschen zu plaudern und ihnen anzuvorziehen: „Ich fahre nach Oberschlesien, ich habe dort nämlich meine Jugend erlebt.“ Aber ich fiel nicht etwa auf, sondern meine Mitfahrer schienen mir sehr ähnlich geartet, es war wie eine Trunkenheit, ja, es war ganz einfach so: Die Herzen waren überdroll, die Mäuler gingen über, und einigen Frauen, die zu ihren Eltern wollten oder wenigstens zu deren wieder deutsch gewordenen Gräbern, gingen auch die Augen über.

Als aber das wahre Oberschlesien begann, das mit den Gruben und Hütten, konnte ich nicht mehr sprechen und lauschen. Ich stand am Fenster und schaute unersättlich auf das Land hinaus, das nach den Gesetzen der Schönheitslehre möglicherweise nicht zu den schönen gezählt wird, und das ich doch grenzenlos liebe. Ein niedriger, regenschwerer Himmel hochte über Halben und Häusern. Ich brauchte keine Sonne, um glücklich zu sein, ich fuhr ins deutsche Oberschlesien, also war alles gut.

In Beuthen schon stieg ich aus, um bis Kattowitz mit der Straßenbahn zu fahren. Es war ein Zeitverlust, aber ein Gewinn an Erlebnis, denn diese Straßenbahn fährt ja zwischen den Häusern, und man kann in die Fenster der Wohnungen schauen, man ist näher über der geliebten, schwarzen Erde, man ist sofort wieder „mit-tendrin“. Die Einheimischen wittern den Fremden und warten nur, bis er eine Frage stellt, ach, und dann sind sie wild in ihrem feurigen, freudigen Eifer, und einer zeigt einen polnischen Bunker und der andere zusammengestoßenen Stachelstrauch und der dritte eine Kirche, aus der geschossen wurde, und der vierte sagt: „Passen Sie auf! Jetzt, jetzt, das war das polnische Zollhaus! Sehen Sie bloß, alles kaputt!“ Und dann: „Hier war die Grenze, aber jetzt ist ja keine mehr da!“ Mit welchem Leuchten sagt er diese Worte! Nein, er braucht keine Dokumente, um zu beweisen, daß er ein Volksdeutscher ist. Wer so von innen her strahlen kann, weil es keine Grenze mehr gibt, da, wo es niemals eine geben durfte, der kann nur deutsch sein.

Wenn ich in diesem Augenblick umkehren müßte, die Reise hätte mir dennoch ein unaussprechlich großes Erlebnis beschert: Es gibt keine Grenze mehr zwischen deutsch und deutsch. Mich beriefen die Schauer tiefster Erregung, ich möchte am liebsten heulen vor Glück. Ja, wenn ich jetzt umkehren müßte, ich vergäße diese Minute im ganzen Leben nicht.

Als ich in Kattowitz ausstieg, war es schon Abend, und es regnete, aber die elektrischen Bogenlampen brannten, und ich sah meine Stadt, ich sah sie wieder. Ganz langsam ging ich, obwohl mein Körperchen leicht war; jede Straße, fast jedes Haus kannte ich. Sie waren nicht so schön, wie ich es mir vorgestellt hatte, aber auf geheimnisvolle Weise waren sie zugleich schöner als jemals zuvor. Es läßt sich nicht erklären, es ist die Magie der Heimkehr.

Ich hatte Kattowitz während seiner polnischen Zeit dreimal besucht, also in siebzehn Jahren dreimal, und hatte dreimal die Gassen meiner Knaben- und Jünglingszeit wiedergesehen, dreimal die Ergriffenheit des Wiedererkennens gespürt, aber nun, beim vierten Besuch und zugleich dem ersten in der deutschgewordenen Stadt war es ein ganz anderes Wiedersehen.

Ich belog mich nicht; ich spürte durchaus noch einen Hauch der Fremdheit, wenn auch die Men-

schen fast allesamt deutsch sprachen, die Straßen und Ladenschilder schon wieder deutsch waren und in manchem Schaufenster das umkränzte Bildnis des Führers stand. Diesen kaum benennbaren Hauch der Fremdheit spürte ich sehr wohl, aber ich fühlte trotzdem, daß eine tiefe, wesentliche Verwandlung geschehen war, und durch sie wurde dies Wiedersehen so völlig anders.

Es war ein Wissen: Die Stadt ist wieder deutsch. Und dies Wissen wurde im gleichen Augenblick zum überwältigenden Gefühl. Möge es verrückt oder übertrieben lyrisch klingen, es war doch wirklich so: Die Füße spürten mit Entzücken den alten Straßenboden, denn er war wieder deutsch, und mit dem Arm ein Haus zu streifen, war wie eine Zärtlichkeit. Wahrlich, Kattowitz bei Regenwetter ist nicht schön, aber ich weiß jetzt, daß es ein Unterschied ist, ob es so trübe auf eine polnische oder auf eine deutsche Stadt heruntertriefte. Es triefte auf ein deutsches Kattowitz herab. Genug für mich, um diesen Regen herrlich zu finden.

Noch in der Nacht, kurz nach 24 Uhr, als sich eben die Gaststätten leerten, ging ich wieder durch die Straßen. Bald waren alle Schritte, alle Gespräche verstummt, und nun war ich mit der Stadt ganz allein. Es war wie das Alleinsein mit einer geliebten, verlorenen und wiedergefundenen Frau nach langer, trauriger Irrung.

Mit hochgeschlagenem Kragen und mit Händen in den Manteltaschen wanderte ich selig sum-mend die Wege, die mir so ehrwürdig waren. Dreimal in polnischer Zeit hatte ich sie wieder gesehen und dreimal die Erinnerungen an die gleichen Menschen und Erlebnisse gehabt, aber nun war es ganz, ganz anders, nun war es endlich wieder richtig. Ich war daheim.

Ich weiß inzwischen, daß viele andere auf ähnliche Art ihr Wiedersehen gefeiert haben, und natürlich haben nicht etwa nur die einfügen Kattowitzer das Glück und die Gnade, sich so abs-sonderlich vergnügen zu lassen, sondern die aus Ples, aus Myslowitz, aus Königshütte, alle, alle erleben das gleiche wie ich, und weiterhin die Tausende, die noch nicht zum Reich gehört haben, aber immer zum deutschen Volk, die alle, alle haben das ungeheure Erlebnis dessen, was ich die Verwandlung nenne, und alle spüren, es ist ein Unterschied, ob es auf Polen oder auf Deutschland regnet, ob der Frühling in Polen oder in Deutschland leuchtet, ob von polnischen oder von deutschen Bäumen die Herbstblätter fallen, und es ist etwas anderes, in Polen oder in Deutschland Weihnachten zu feiern.

Oh, ich kann es mir gut denken, wie die Deutschen im befreiten Lande feiern werden, denn Weihnachtskerzen in Deutschland leuchten mit anderem Licht als in Polen. Alles, alles ist anders, denn die Herzen sind anders, weil sie frei sind.

Die stille, heilige Nacht wird stiller sein als je — vor Ergriffenheit, und heftiger als je — vor Dankbarkeit.

Im Schicksalssturm der Völker wächst der Mann, Der seinem Volk die Botschaft bricht zum Licht. Er trägt Verlangen nach der starken Stunde, Die blanke Waffe führt und keinem Munde Das überflüssige Wort vergeben kann. Er sucht die Tat. Die Tat nur hat Gewicht.

Und Grenzlandssehnsucht schärft ihm das Gesicht. Er weiß, hoch über allem Ränkespiel Wird sich ein Volk als Führervolk erweisen: Das weite Volk, geeint durch Blut und Eisen! Träume versinken. Einzig nur die Pflicht. Des eignen Opferganges scheint ihm Ziel.

So dankt er Gott in strömendem Gefühl, Daß ihm die Gnade wird, Soldat zu sein In einer Stunde, da der Erdboden zittert Und deutscher Boden, schicksalsüberwittert, Den Führer zeugt: ein Herz, in Flammen kühl, Ein Wille, planvoll, hart, kristallrein.

Worte eines Großen

Wir wissen, es wird nichts im Völkerverleben geschenkt. Alles muß erkämpft und erobert werden. Man wird dereinst nichts beherrschen, was man nicht vorher gelernt und sich selbst an-erzogen hat.

Und wir möchten nun, daß ihr alles das aufnehmt in euch, was wir von Deutschland erhoffen, was wir in Deutschland sehen möchten. Wir wollen ein Volk sein!

Diese Arbeit der deutschen Volkswerbung ist zugleich eure Aufgabe für die deutsche Zukunft; sie ist eure Pflicht!

Wir wollen unsere Jugend wieder hineinführen in dieses herrliche Reich unserer Vergangenheit, das Wirken und Schaffen unserer Vorfahren; demütig sollen sie sich beugen vor denen, die vor uns lebten und schufen, arbeiteten und wirkten,

auf daß wir heute leben können. Und wir wollen diese Jugend vor allem erziehen, zur Ehrfurcht vor denen, die einst die schwersten Opfer gebracht haben für unseres Volkes Leben und unseres Volkes Zukunft.

Wir wollen die Jugend erziehen zur Ehrfurcht vor unserem alten Heer, an das sie wieder denken soll, das sie wieder verehren soll

und in dem sie wieder die gewaltigste Kraft-äußerung der deutschen Nation,

das Sinnbild der größten Leistung, die unser Volk je in seiner Geschichte vollbracht hat, sehen soll.



Grenzenlos dehnt sich die Weite des besetzten polnischen Gebietes, von den Bergen im Süden nach Norden. Einsam stehen deutsche Männer hier auf dem Posten, zum Schutz des Reiches, zur Abwehr fremder Einflüsse und als Brüder der nun befreiten Volksdeutschen



Mit leuchtenden Augen standen die Kinder allüberall in der grossdeutschen Heimat vor den Adventkränzen, den Vorboten der sich vollendenden Sonnenwende

Das Fest des Lichtes

Von August Winnig

Kein Verstand kann Feste schaffen. Feste werden aus der Seele geboren. Vergeblich mühen sich Menschen, gefestigten Zwecken festlichen Ausdruck zu geben. Nur aus der Tiefe eines allgemeinen und großen Gefühls kann ein Fest entstehen. Wo Absicht ein Fest schaffen will, wird sie immer scheitern.

Unsere Feste reichen in Zeiten zurück, von denen uns Jahrtausende trennen. Sie sind Ausdruck eines Seelenzustandes, über den der Alltagsverstand lächelt, und der doch selbst über uns noch mächtig wird, wenn der kosmische Lauf uns unter die Bedingungen stellt, unter denen dieser Seelenzustand einst seine großen Feste schuf.

Denn aus dem einfachsten und größten Gefühl sind diese Feste geboren, aus einem Gefühl, für das die Kraft der zerkachten Menschen der Gegenwart meist nicht mehr ausreicht und das doch selbst in seinem aus Jahrtausenden herüberstrahlenden Abglanz noch mächtig genug ist, um sich Achtung zu erzwingen. Wer wollte es wagen, dieses Gefühl zu zergliedern?

Jede tiefere Lebensschau kommt zuletzt zu der Erkenntnis, daß in allem Sein eine Gegensätzlichkeit liege und in allem Geschehen ein Ringen der Gegensätze stattfindet: ein Ringen um die Erlösung auf einer höheren Ebene. Das geringste und alltäglichste Ding ist dieser Gegensätzlichkeit nicht minder voll als die größten kosmischen Beziehungen, zu denen unsere Sinne noch reichen. Den Ur-Gegensatz aber bilden das vom Menschen als Einheit gelesene All und der Mensch selber in seiner Einsamkeit. Dort das All, von uns als Ganzheit empfunden, als die Summe dessen, was nicht wir selbst sind, und hier das körperlich gebundene Bewußtsein des einzelnen Menschen. Das Gefühl einer ungeheuren Einsamkeit ergreift den Menschen, der sich dieser Zweifelt bewußt wird. Dort das Ganze, und hier der einzelne. Im Grunde jeder Menschenseele lebt das Grauen vor dieser Einsamkeit. Aus diesem Grauen lebt der menschliche Drang, die Ur-Sehnsucht aller Menschlichkeit nach der Befreiung aus der körperlichen Haft, nach der Vereinigung mit dem, nach der Erlösung aus diesem Gegensatz, nach der Heimkehr. Diese Sehnsucht und ihre Erfüllung meint Goethe, wenn er sagt:

Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Doch auch hier der Gegensatz: die Sehnsucht nach dem Einssein mit dem All, und der Lebenswille der Kreatur, der sich auslehnt gegen den Tod. Aus dem Ringen dieses Gegensatzes ist das einfache und große Gefühl geboren, das diese Feste schuf, die schon durch ihre Dauer bezeugen, aus welcher Tiefe sie stammen. Sie stammen aus der Menschensehnsucht nach Vereinigung und Gleichsetzung mit dem All, und stammen ebenso aus der Freude am Leben und aus dem Willen zum Leben. Der Ur-Gegensatz sucht in ihnen seine Auflösung. Unsere Weihnacht wurde als ein Fest des Lichtes begangen. Sie begrüßte den Sieg des lebenspendenden Lichtes im kosmischen Lauf und feierte die Verbundenheit des Menschen mit der Allnatur. Sie besiegelte feierlich das Einssein mit dem All und bejubelte das wiederkehrende Licht. Der brennende Tannenbaum ist uns heute noch Zeugnis dieses Ursprungs: der Baum das Sinnbild der Allnatur, die brennende Kerze das Sinnbild des Lichts. Das Christentum hat dem alten Feste ein neues Symbol gegeben. Aber ist es nicht wunderbar bedeutungsvoll, daß diese Weihnacht als Fest der Geburt des Gotteskinds nur bei den jungen Völkern zu einem großen Feste werden konnte? Nur die jungen nordischen und östlichen Volkstümer hatten die Kraft, dem christlichen Symbol den Hintergrund eines echten Mythos zu geben. Nur bei den nordischen und östlichen Völkern berührt das Weihnachtsfest die letzten Gründe der Menschenseele. Das Licht, das Kind und der Tannenbaum sind Symbole unserer Weihnacht. Das Licht am grünen Baum und das Kind, dem es erstrahlt, sind die Weihnachtssymbole, die unser Gefühl in dieser Zeit mit der Seele unseres Volkstums in der Frühzeit verbinden. In ihnen huldigen wir dem erhabenen Unerkannten, dessen Sinn wir mit Bekenntnissen zu erfassen trachten, ohne hoffen zu dürfen, daß jemals Menschenförm und Menschenwort seiner Unendlichkeit gerecht werden könnten. Ihre Dreifaltigkeit in der Weihnacht, an diesem deutschesten aller Feste, kann auch in den Menschen von heute jene Stimme wecken, die sonst zu scheuem Schweigen verurteilt sind.

Deutsche Dichter feiern Weihnachten

Nikolaus Lenau

„Ich fühlte mich mit meinem inneren warmen Leben so allein in der weiten, kalten Welt. Ich kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trost bieten zu wollen dem alles starr machenden Winter-Ozeane. Endlich mußte er doch siegen. Ich fühlte mich sehr einsam in der Welt und tieftraurig — und so war ich, mich meinem Pferde überlassend, in einen Wald gekommen, jenseits desselben, in einem Dorfe, war ich von Freunden erwartet. Plötzlich spielte ein Lichtschimmer über die schneebedeckten Tannenzweige, und bald sah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenster leuchtete es lustig heraus, mich lockte ein seltsamer Zug — ich möchte es nicht Neugierde nennen —, das Tun in dem einsamen Jägerhaus zu belauschen. Ich stieg vom Pferd, band es an einen Baum und schritt leise, um die Bewohner nicht zu stören, zum Fenster. Drin brannte ein lustiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb fröhlich, halb erschrocken, ließen sich von ihren freudig-bewegten Eltern Gaben hinreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören, die sie sprachen, aber ich konnte sehen, daß die Eltern warm und selig bewegt sind, und ich fühlte mit ihnen, und die Tränen hingen als Reisperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, bestieg es und ritt weiter.“

Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, daß die Luft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm fast gegenüber trockenen Natur eine unausfüllbare sei, und daß die Kreatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einsamen Jägerhause war ein Leuchten der Erkenntnis für mich, ich fühlte mich nicht mehr einsam, eine heitere selige Stimmung goß sich, wie Wellen eines warmen Bades, um meine erstarrte Seele . . .“

Johann Wolfgang von Goethe

„Es ist noch Nacht, lieber Restner, ich bin aufgestanden, um bei Licht morgens wieder zu schreiben. Ich habe mir Coffee machen lassen, dem Festtag zu Ehren, und will Euch schreiben, bis es Tag ist. Der Türmer hat sein Lied schon geblasen, der Nordwind bringt mir seine Melodie, als bliese er vor meinem Fenster.“

Gestern, lieber Restner, war ich mit einigen guten Jungen auf dem Lande, unsere Lustbarkeit war sehr laut und Geschrei und Gelächter von Anfang zu Ende. Das taugt sonst nichts für die kommende Stunde, doch was können die heiligen Götter nicht wenden, wenn es ihnen beliebt? Sie gaben mir einen frohen Abend, ich hatte keinen Wein getrunken, mein Auge war ganz unbefangen über die Natur. Auf einer Brücke hielt ich still. Die düstere Stadt zu beiden Seiten, der stille leuchtende Horizont, der Widerschein im Flusse machte einen köstlichen Eindruck auf meine Seele, den ich mit beiden Armen umfaßte. Ich ließ mir Bleistift geben und Papier und zeichnete zu meiner großen Freude, das ganze Bild so dämmernd warm, als es in meiner Seele stand . . . Als ich über den Markt ging, und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dachte ich an Euch und meine Buben . . .“

Bettina von Arnim

„Da steht das Beschenkt über den schönen Sachen, vor dem Glanz der blendenden Lichter, mit offenen Augen und Händen, trunken; — da kommen die Alten und mahnen, sich hübsch bei Vater und Mutter zu bedanken; das weiß es nicht anzufangen, es hat keine Zeit, und über Staunen und Freude schläft es bald in süßen Schlaf ein. So sah ich gestern Abend über der Bescherung, die Ihr Brief vor mir ausbreitete, so leuchtete auch er mir wie ein Weihnachtsbaum voller Lichter und süßer Sachen, mir fiel so vieles ein . . .“

Friedrich Hebbel

Wien, zum 25. Dezember 1849

Gestern wurde ich am Weihnachtsabend durch ein allerliebste Bild überrascht. Wie ich in das erleuchtete Zimmer zu dem prachtvollen Tannenbaum gerufen werde, trappete mir mein Töchterlein in der Gestalt eines Braunschweiger Bauernmädchens, wie sie dort auf den Markt gehen, entgegen . . . eine geflochtene Kiepe auf dem Rücken, angefüllt mit Nüssen und Kuchen für mich. Das alles hatte meine liebe Frau an den Abenden gemacht, wenn ich nicht zu Hause und sie nicht auf der Bühne beschäftigt war; ich hatte nicht das geringste davon gemerkt . . . (Aus dem Tagebuch)

Theodor Storm

An Gottfried Keller, Weihnachten 1884

„Drunter im größten Zimmer ist schon die über zwölf Fuß hohe Tanne aufgestellt und biegt ihre Spitze unter der Decke; 18 Weihnachtskugeln sind spedit, und gestern Abend sind Kekse geschnitten, Bonbons eingewickelt, ist vergoldet usw. Und ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen diesen kleinen Weihnachtsbrief schreiben. Einige Pakete sind auch hier angelangt, vor allem, wie alle Jahre, von einem Braunschweiger Freund, den ich freilich noch nie gesehen, Pfefferkuchen und desfallsige altheilige Männer, aus Lübeck Marzipan, und ein eifriger Verehrer, ich glaub aus Wien, schreibt meiner Frau, er müsse mir etwas schenken, morgen kam's an; wäre er ein reicher Mann, soll's aber ganz anders kommen; Petersen soll mir etwas gar Wunderliches geschickt haben, doch das bleibt alles Geheimnis bis zum Weihnachtsabend . . . Mir selbst und meinem Jungen schenke ich die neueste Ausgabe von Märkchen Gedichten; die älteste besitze ich schon über vierzig Jahre . . . Und ich werde Ihnen eins nach Zürich hinübertrinken! Auf weitere Freundschaft und noch ein paar Jahre leidlichen Lebens!“

Aus der Verheissung der vier Lichte geschah nun die Wandlung in das heute in vollem Glanz strahlende Symbol der ewigen Lichtwiederkehr, den deutschen Tannenbaum



Deutscher Jugend Kriegsfahrt

von Karl Schopf

Unsere Träume waren so
einst in Wandervogeltagen:
Das Gewehr für Deutschland tragen
dürfen, wanderschaftsfroh.

Unser liebstes Fahrtenland,
immer sang es vom Soldaten.
Unser liebstes Wort — Kameraden —
klang in unseren Tränen mit.

Traum der Jugend ist erwacht.
Nun marschieren wir zusammen.
Unsere Herzen stehn in Flammen,
von des Führers Ruf entzückt.

Tief in unserer Seele rührt
uns sein Glaube: Kameraden!
Er, Soldat wie wir Soldaten,
uns nun an die Fronten führt.

Seines Willens heiliger Brand
hat die Seele uns entzündet:
Untrennbar sind wir verbündet
ihm und unserem Vaterland.



Deutsche Männer sind wie in die weite Ebene so auch in die Dörfer und auf die Grate der Bergwelt im Süden gestellt und erfüllen mit demselben heiligen Ernst ihre Pflichten gegenüber Führer und Vaterland

Dezember 1939

Im Westen...

„An einer der Straßen, die zur Front führen, steht ein Weihnachtsbaum. Alle, die daran vorüberfahren, freuen sich über den Glanz seiner Lichter. Ein einzigartiges Bild. Soldaten marschieren daran vorbei. In der Nähe geht ein Posten auf und ab. Es ist gerade Ablösung. Die beiden Männer, gegen den Regen durch Zeltbahnen geschützt, blicken sich an. Schauen dann nach dem Baum. „Auf Posten nichts Neues!“ Und dann: „Schön, was Kamerad?“ Eine kurze Stille. Schritte entfernen sich. Man hört nur das Rattern motorisierter Kolonnen. Nach vorn fahren sie. Aber jeder, der an diesem Baum vorbeifährt, blickt zur Seite. Die Gesichter in den Scheiben scheinen unendlich groß, aber es ist, als ob ein Lichtschein sich in den Augen gefangen hätte... Nur noch kurze Zeit, dann wird die Sonne wieder ihren Siegeslauf an treten und Symbol werden für den deutschen Glauben an Recht und Sieg...“



Die scharfe Aufmerksamkeit des Wachtpostens sorgt dafür, dass der Feind mit eherner Waffe an der Verletzung deutscher Rechte gehindert wird

Dezember 1915

Den Weihnachtsabend verbrachten wir in der Feuerstellung, jeden Augenblick eines Angriffes gegenwärtig. Ich war dazu noch Wachthabender, und nie vergesse ich den Zauber dieser Nacht auf der unermesslich weiten Ebene im Scheine des Monds. Viele Gedanken kamen da und kreuzten sich mit dem Gedanken all der Lieben, die in dieser Nacht an uns dachten. Schwarz und drohend lagen die Gefühle. Aus einem beleuchteten Unterstand klang es trostlos: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ — Das war unsere Weihnacht. Nichts Weiches, nichts Verführerisches, mit dem Feind Aug in Aug, und doch war es gut so, man wäre leicht zu weichen geworden.

Die Feiertage verbrachten wir in der Stellung. Gestern war Karfreitag und heute sind wir schon wieder in Stellung. Erst dachte mich Weihnachten Hohn und Spott: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Aber freilich, es ist der Friede des Herzens gemeint, und den haben wir, wenn's auch in diesen Tagen das Gemüt mehr als sonst nach der Heimat zog, immer wieder sagten wir uns: „Wofür wir hier kämpfen und entbehren, es ist die Gesamtheit, es ist gut, daß wir hier liegen, und wenn wir fallen, so ist's unsere schönste Vollenbung. Das bringt den Frieden mit sich selbst.“

(Kriegsfreiwilliger W. Schmidt im Dezember 1915, gefallen 16. April 1917 bei Raon.)



Unbezwingbar zieht sich die Kette der Bunker und Festungswerke an der Grenze im Westen des Reiches entlang

Wachtfeuer bei Treptow

Von Heinz Stegweitz

Lang ist es her, und das Vergessen fällt nimmer leicht, weil die Seele noch heute versucht, die Schwere des alten Schicksals zu wägen: In Berlin brüllten die Barrikaden, rote Hähne trählten überall.

Vor den Toren der Riesenstadt aber, in den Wäldern bei Treptow und Mariendorf, sammelte sich ein Heer: Heimgelommene aus Flandern, Männer und Jünglinge aller Stände, sie zählten die Tage, die Stunden, um mit zweifach geschliffener Waffe den Sturm aufs Bollwerk der Deserteure und Gottesleugner zu versuchen: Am heiligen Weihnachtsabend des unheiligen Dezembers 1918!

Der Frost biß ins Fleisch, jeder Schritt scholl hart wie auf Marmelstein. Am Wachtfeuer zu Treptow aber, bei den Männern vom Garde-regiment, geschah — Mitternacht wurde geblasen — ein Tumult und ein Handgemenge: Die Posten schleppten einen zerlumpten Soldaten herbei, der sich — ein Späher? — angelischken hatte im Schirm der Finsternis. Der Kerl, dem die Tränen stürzten, aus Angst, vielleicht aus Scham, besann sich nicht auf den Hauptmann dreimal schuldig: „Ich habe die Zeit verflucht, weil meine Kinder darben. Ich habe der Fahne gezürnt, weil ich mein Glaube verirrte. Nun kam der Fluch über alle, traf die Unschuld meiner Kinder, deren Zukunft in Trümmer fiel, und ihr Vater sieht sich geächtet von ihnen nach wenigen Jahre. — Hört, ihr Soldaten, ihr Brüder und Kameraden, nehmt mich auf zum letztenmal. Was mende ich euch? Hab' ich jemals geheult? Bei Carvin nicht, als ich zwei Finger verlor. Om Artois kaum, als die Botenschaft kam, meine Frau sei an Typhus gestorben. Und zu Douai nicht, als wir fünfzig begraben von der armen Kompanie. — Nun, heute kocht mir jedes Auge und möchte noch blind laufen vor Entsetzen: Nehmt mich zurück, laßt mich heimkehren an dieses Feuer; denn morgen vergelte ich alle. — Ihr glaubt mir nicht? Kameraden! Die Weihnacht leuchtet, dürft ihr lügen zu dieser Stunde?“

Die Grenadiere wollten kurzen Prozeß. Der Hauptmann aber befahl dem Mann, sich einzureihen, alles andere müsse sich finden. Tags darauf stürmte der Schelm an der Spitze seines alten Regiments die lobernden Nester der Marodeure. Und starb mit dem flehenden Hauch: „Nun müßt ihr mir glauben!“



In den Bunkern haben nun die deutschen Soldaten ihre schon seit Tagen begonnenen Vorbereitungen beendet, um in ihrem fest geschmiedeten Kameradenkreis das Fest zu begehen. Liebevoll schmeckten sie ihre kleinen Tannenbäume, in deren Schein die Weihnachtslieder erklingen wie in der Heimat